

Jochen Bahr · Schweriner Rochade

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

**ISBN 978-3-89969-143-6**

Copyright © 2012 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagfoto: © powell83 - Fotolia.com

Printed in Germany

**Jochen Bahr**

**Schweriner  
Rochade**



**PRINCIPAL VERLAG**

Der Autor: JOCHEN BAHR, 1958 in Brunsbüttel geboren, studierte in Kiel Deutsch und Geschichte für das Lehramt an Realschulen.

Seit 1996 lebt er in St. Michaelisdonn.

2009 erschien sein Roman *Mord im Kloster Dobbertin* im Thomas Helms Verlag.

Dieser Roman spielt im Jahr 2008 in Schwerin. Personen und Handlung sind frei erfunden.

Für Bettina



## PROLOG

Hanno Richter rülpste. »Verschissene Hummermayonnaise!«, meckerte er und bekam dafür von Petra einen Knuff in die Rippen. Hannos Kopf fiel kraftlos zurück auf das Kopfkissen. Dabei konnte er eigentlich mit sich und der Welt zufrieden sein: Immerhin war er Vorstandsvorsitzender und Hauptaktionär der Richter-AG, hatte eine Frau und zwei Kinder sowie eine ungemein attraktive Geliebte, die ihm gerade den Rücken kralulte.

»Du, Hase, ich habe da eine tolle Jacke gesehen.«

»Hm«, brummelte Hanno und stieß erneut auf. Das fette Essen am Abend vertrug er nicht mehr so gut. Sicherlich, er war erst 51 Jahre alt und hatte stets darauf geachtet, seinen Körper in Form zu halten, aber dennoch nagte auch an ihm der Zahn der Zeit. Wie lange er die 27-jährige Petra körperlich beeindrucken konnte, stand in den Sternen. Irgendwann würden sein Geld und seine Macht oder sein Einfluss, je nachdem wie man es sah, die einzigen Magneten sein, mit denen er Frauen wie Petra anziehen könnte.

»Und so teuer ist sie gar nicht«, flötete seine Geliebte.

»Aha«, blieb Hanno erneut verbal recht zurückhaltend. Vielleicht war es nicht so sehr die Hummermayonnaise, die ihn sauer aufstoßen ließ, sondern vielmehr Harald von Quesenburgs Bemerkung und die Art, wie er sie Hanno gegenüber gemacht hatte.

»Bei einem KGV von knapp 5 und einem EBIT von 49,1 Millionen ist Ihre Aktie sehr attraktiv geworden. Das spricht sich schnell herum, mein Bester.«

Was bildete sich von Quesenburg ein, dieser Pösel-dorfer Pfeffersack? »Mein Bester«, so war Hanno noch

nie bezeichnet und gedemütigt worden. Dieses Gönnerhafte nervte. Ohne Frage, die von Quesenburgs waren alteingesessen im Bankgeschäft; die Nachfahren des alten Gustav von Quesenburg verzweigten und verliehen sich wie Dressing im Salat, aber auch Hanno konnte familiär etwas vorweisen: Die Richters besaßen ihre Kaufhauskette in der dritten Generation. Genau genommen besaß Hanno nur 25% der Richter-AG, 6% entfielen auf das Management, 4% auf eine Versicherung und der Rest war Freefloat.

»Du bekommst da gewiss Prozente ...«, hauchte Petra in sein Ohr.

»Klar doch«, murmelte Hanno.

Wenn er es genau durchdachte, hatte er sich bisher zu stark von der Art, mit der von Quesenburg mit ihm sprach, beeindrucken lassen. Was hatte er eigentlich inhaltlich gemeint, wenn er von KGV und EBIT im Zusammenhang mit der Richter-AG redete? War da was im Busch? Hatte vielleicht ein Konkurrent seine Fühler ausgestreckt, um die Richter-AG zu übernehmen? Was sollte sonst der vielsagende Hinweis auf das momentan wirklich geringe Kurs-Gewinn-Verhältnis? Man konnte von Quesenburg alles nachsagen, nur nicht, dass er ein Dampfplauderer war. Hanno musste auf der Hut sein.

»... und du sagst ja selbst, dass man auf sein Äußeres achten soll. Guck mal, Hase, ich will doch gut aussehen für dich, nicht, dass du dir sonst eine andere suchst, oder?«, gurrte Petra.

»Nenn mich nicht immer ›Hafe!«, hörte Petra als relativ unlogische Antwort, weil das Kopfkissen, in das Hanno raunzte, seine Aussprache beeinträchtigte, so dass aus dem S-Laut ein F-Laut wurde.

»Ich habe dich noch nie ›Hafe‹ genannt«, nörgelte sie zurück, aber Hanno war mit seinen Gedanken ganz woanders. Was hatte Petra eben gesagt? Richtig, das könnte die Lösung für sein mögliches Problem sein, falls tatsächlich eine feindliche Übernahme bevorstand. Allerdings wäre seine Lösung brandgefährlich und, tja, im höchsten Maße illegal. Sollte er es riskieren? Vielleicht würde ihm der ganze Nervenkitzel gut bekommen, ihm beweisen, dass er längst nicht zum alten Eisen gehörte. Er musste später unbedingt mit Ingo Lafrenz, seinem engsten Mitarbeiter, sprechen, um ihn zu instruieren. Den eigentlichen Plan hingegen dürfte er ihm nicht offenbaren. Außerdem musste er mit von Quesenburg Kontakt aufnehmen, um Klarheit zu erhalten.

»Du darfst dir etwas wünschen«, meinte er zu Petra, nachdem er seinen Kopf aus der Matratzengruft befreit hatte. Sie bedankte sich auf ihre Weise.

## 1. KAPITEL

Er lud die AK-74 Kaliber 5,45 durch, seine Bewegungen dabei waren geschmeidig und professionell, was man ihm bei seiner Leibesfülle gar nicht zutrauen würde. Im Magazin befanden sich vierzig Schuss Munition, und hier am Ziegenmarkt würde er die erste Geschossgarbe durch das Fenster der AP-Pizzeria feuern. »Das Massaker vom Ziegenmarkt« würde die SVZ, die Schweriner Volkszeitung, später titeln. Klang nicht völlig überzeugend, fand er, aber der Ziegenmarkt war lediglich der Auftakt, die Ouvertüre, die Vorspeise sozusagen. Die große Scheibe der Pizzeria barst mit einem Knall und an den Fenstertischen wurden die Körper der Esser von ihren Stühlen gefegt.

»Pizza Diavolo«, entfuhr es ihm mit einem Grinsen.

Er ging weiter in die Münzstraße. Kopfsteinpflaster als Fahrbahn, unebene und zugeparkte Bürgersteige links und rechts der Straße; es wurde Zeit, dass hier mal etwas geschah. Aus einem Antiquitätengeschäft kam lachend ein Pärchen. Untergehakt, vertraut in der Berührung des Partners. Mitleid mit dem jungen Glück? Er schien zunächst unschlüssig zu sein, drückte dann aber doch ab. Keine Zeit für Sentimentalitäten. Den Aufschlag auf das Pflaster würde das Paar schon nicht mehr spüren. Sollte er jetzt nachladen? Gleich näherte er sich dem Markt, da war mehr los. Als er in die Puschkinstraße einbog, hatte er ein neues Magazin eingeschoben. Wie üblich tote Hose in dieser Straße, was nur zeigte, dass die Beamten des Landesamtes für Denkmalpflege, kurz LfD, die ihren Sitz gleich nebenan im Domhof hatten, entweder an ihren Schreibtischen hockten oder zu Ortsterminen unterwegs waren.

Sollte er den Luschen einen Besuch abstatten? Er entschied sich dagegen. »Nur nicht mit dem LfD auf einen Häuserkampf einlassen«, murmelte er und stürmte vor auf den Markt.

Die Petermännchentour, die Stadtrundfahrt mit einem als Lokomotive verkleideten Traktor, sollte gerade beginnen, als er den Markt betrat. Sollte er die Tour hier beenden? Quatsch, blöde Touris, die interessierten ihn nicht die Bohne. Lieber auf zum Edeka in der Schmiedestraße! Das lohnte sich, hier kauften die Mitarbeiter der Ministerien ein. Er betrat das Geschäft und feuerte sofort. Frauen, Kinder, alte Leute, Anzugträger mit Aktentaschen, ihm war es egal, da war er Demokrat, durch und durch. Ihn wunderte nur die Gleichgültigkeit, mit der die Menschen ihr Schicksal erwarteten und erduldeten. Es gab nur wenig Geschrei und Gedränge, sodass er seine Waffe immer wieder neu ausrichten und munitionieren konnte. Der Mecklenburger war halt träge, die Mitarbeiter in den Ministerien ganz besonders.

Und nun ab in die Mecklenburgstraße, ›Schwerins Einkaufsmeile mit Herz‹. Für den entsprechenden Infarkt würde er gleich sorgen. Da liefen sie mit ihren Einkaufstüten, führten Hunde Gassi oder flanierten einfach im Sonnenschein. Am Pfaffenteich wurden Verkaufsstände für das nächste Stadtfest aufgebaut. Sollte er jetzt schon vorbeischaun und ein wenig Sterben in die Bude bringen? Nein, dazu waren hier noch zu wenig Menschen. Aber neben der Hauptpost saßen Sonnenhungrige und Kaffeedurstige im Straßencafé.

»Draußen nur Kännchen!«, rief er und drückte auf den Abzug der Kalaschnikow. Er nahm sich nicht einmal mehr die Zeit, sorgfältig zu zielen, sondern schoss wahl-

los umher. Anschließend schwenkte er nach rechts und perforierte einige Kunden der Post, dann ging er die Mecklenburgstraße links hinab und beantwortete abschließend Tucholskys Frage: »Wie kommen die Löcher in den Käse?« vor dem Käsefachgeschäft mit seiner AK-74. Er schoss und schoss und schoss, lud nach und schoss weiter. Er schwitzte und schoss und fluchte ... und fand allmählich zurück in die Realität.

»Scheißstadt, verfluchte!«, nörgelte Olaf Meyer und tauchte aus seinem Traum auf. Er saß in seinem Büro und hatte vor sich auf dem Schreibtisch einen Zeitungsartikel, der ihm geradezu körperliches Unbehagen bereitete.

»Scheißstadt, Scheißzeitung, Scheißbürger!«, deklamierte Meyer weiter. Dabei lief ihm der Schweiß vom Nacken in den gestärkten Kragen und sorgte für weiteres Unwohlsein.

An sich mochte er die Stadt Schwerin, sie war ihm in den letzten Jahren direkt ans Herz gewachsen. Und das schien zunächst sogar auf Gegenseitigkeit zu beruhen, denn immerhin war er nun seit dreizehn Jahren Schwerins Oberbürgermeister. Und jetzt das: Untätigkeit, eine lasche Amtsführung wurde ihm vorgeworfen. Was erwarteten die Leute? Sollte er jeden Tag eine neue Fabrik einweihen, ein Krankenhaus ausbauen lassen, Sozialleistungen erhöhen und für schönes Wetter sorgen? Die hatten sie doch nicht alle!

Als reichten die vergifteten Worte des Schundartikels nicht, hatte die Redaktion zusätzliches Bildmaterial des völlig heruntergekommenen Marienplatzes quasi als Dressing serviert, damit selbst Analphabeten sich eine Meinung bilden konnten.

›Über Schwerin schwebt der Geier und im Rathaus

schläft Herr Meyer!« lautete die Lästerlyrik. Mittlerweile troff der Schweiß auch vom Kinn herab und fiel in dicken Tropfen auf die Zeitung, wo sich eine sofortige Veränderung des Marienplatzbildes zeigte. Das Elend verlor seine Konturen und schien sich aufzulösen. Das Problem blieb für Meyer jedoch höchst real.

In seinem Amtszimmer im historischen Schweriner Rathaus herrschte absolute Alarmstimmung. Sollte er den Jungs vom Dezernat I, das unter anderem für Soziales und das Bauen zuständig war, mal Beine machen? Vielleicht einen Kurzbesuch Am Packhof abstaten, um zu zeigen, dass er ihre Arbeit beobachtete? Aber was brachte es? Investoren waren nicht in Sicht, Geld hatte niemand und bald würden noch mehr junge Menschen abwandern, wenn er den Wirtschaftsartikel, den er zuvor gelesen hatte, korrekt deutete.

Meyer fühlte sich ohnmächtig vor den Zwängen. Industrieansiedlungen, Investitionsmeldungen konnte er dem Volk nicht präsentieren, stattdessen gab er offizielle Startschüsse zu Drachenbootrennen, Innenstadtfeiern aller Art, wo er sich zu zeigen hatte. Manchmal kam er schon ganz durcheinander, vor allem, weil sich alle Stadtfeste ähnelten: Wurstbuden, Bierstände, Musikpavillon, und am nächsten Tag hatte die Müllabfuhr Sonderschicht.

»Und dann heißt es ›Fetenbürgermeister‹«, grämte er sich. Was sollte er denn machen? Wegbleiben? Das konnte er nicht mit seinem Image als bürgernaher Politiker vereinbaren, darauf war jeder seiner Wahlkämpfe zugeschnitten gewesen. Und Wahlkampf stand zudem direkt vor der Tür. Er hatte läuten hören, dass Ministerpräsident Malte Prütz seine Bildungsministerin Susanne Siebert entsorgen wollte und ihr deshalb angeraten hat-

te, gegen Meyer zu kandidieren. Prüß vermutete nicht ganz zu unrecht, dass die Schweriner Bürger Meyers allmählich überdrüssig waren. Und Siebert jagte fast jeden Tag eine neue politische Sau durchs Dorf und hatte ihren Laden wohl nicht so im Griff. Zudem waren die Mecklenburger Schüler beim letzten PISA-Vergleich auf den hinteren Rängen zu finden. Prüß konnte somit zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, wenn er Meyer durch Siebert austauschte. Davor stand jedoch eine demokratische Wahl und da galt es, in der Wahlkampfphase Erfolge vorzuweisen. Und genau da lag das Problem des jetzigen Oberbürgermeisters.

Meyer faltete die Zeitung zusammen und lehnte sich zurück. Die heutigen Termine würde er nur schaffen, wenn er sich sofort zusammenriss und sich geistig mit positiven Dingen beschäftigte. Also stand er auf und schleppte sich zu einer Schweriner Stadtansicht von 1756, seinem Lieblingsbild, das über dem Sofa in der Sitzecke hing. Der ehemalige Landeskonservator Bernd Kapern hatte ihm dieses Gemälde aus dem Fundus des Landesamtes für Denkmalpflege überlassen. Meyer ließ erneut das Bild auf sich wirken und fand allmählich zur inneren Ruhe, die leider durch seine Sekretärin unterbrochen wurde.

»Ein Herr Lafrenz bittet im Auftrag von Herrn Hanno Richter um ein Gespräch«, erklärte sie ihre Anwesenheit.

»Richter? Hanno Richter, wer soll das sein?«, fragte Meyer.

Die Sekretärin guckte verblüfft und meinte: »Na, der Chef der Richter-AG, Sie wissen doch, die Kaufhäuser.«

»Hat er gesagt, worum es geht?«

»Er sprach nur allgemein von einer möglichen Grundstücksangelegenheit.«

»Gut, dann machen Sie mal den Termin, am besten gleich heute, vielleicht zum Mittagessen? Aber Diskretion, wenn ich bitten darf.«

»Ich werde mich sofort darum kümmern«, versprach die Sekretärin und verschwand, während Meyer sich an seinen PC begab, um etwas über die Richter-AG in Erfahrung zu bringen. Andere Personen wollte er nicht damit befassen, denn wenn der Richter etwas in Schwerin aufbauen wollte, so sollte das ganz allein Meyers Verdienst sein. Außerdem konnte immer etwas schiefgehen, da war es nicht schlecht, wenn niemand wusste, dass es überhaupt ein Gespräch zwischen ihm und Richter gegeben hatte. So würde ihm niemand später Vorwürfe machen können.

Wie kompliziert es werden konnte, wenn zu viele Personen in eine Sache eingeweiht waren, erlebte er gerade in dem Bemühen, die Schlossanlage und die Repräsentationsbauten am Alten Garten in die Weltkulturerbeliste der UNESCO aufnehmen zu lassen.

Ja, das konnte heute sein Glückstag werden. Meyer schaute schon einmal in die unterste Schreibtischschublade, um zu kontrollieren, ob seine ›Einweihungsschere‹ noch da war. Es war lange her, dass sie ihren letzten Einsatz hatte. Anhand des Artikels in der Schweriner Volkszeitung prüfte Meyer ihre Schärfe.

\* \* \*

Hanno Richter saß am Kopfende des langen Konferenztisches aus Kirschbaum und versuchte aus den Mienen der acht Anwesenden herauszulesen, wie sie zu seinem Vorschlag standen.

Rainer Schneegans reagierte als Erster. »Ist das nicht etwas mutig?«

Mutig bedeutete bei Schneegans selbstmörderisch mit vorherigem Totalverlust. Zustimmendes Nicken der anderen sieben Vorstandsmitglieder ließ Richter erahnen, welche Probleme ihm diese Sitzung bereiten würde.

»Wie begründen wir diesen Schritt vor unseren Kapitalgebern?«, wollte Peter von Malottki wissen.

Richter wusste, dass von Malottki zwei Komma fünf Prozent der Aktien hielt. Der Gesamtvorstand außer Richter kam auf sechs Prozent, insofern fühlte sich von Malottki bemüßigt, immer wieder hervorzuheben, dass er selbstverständlich jede Entscheidung aus der Sichtweise eines Großaktionärs betrachten würde.

Es hatte sich zum Ritual entwickelt, dass sich Gewerkschaftsvertreter Heiko Deppmann bei der Erwähnung des Begriffs ›Kapital‹ - egal, in welcher Zusammensetzung oder Konnotation - auf den Plan gerufen sah und meinte: »Einem mit dieser Entscheidung eventuell verbundenen Stellenabbau werde ich mich mit aller Entschiedenheit und im Wissen der uneingeschränkten Solidarität der Kolleginnen und Kollegen widersetzen.«

Die erste Salve war damit abgefeuert worden, beeindruckte Hanno Richter hingegen nicht im Mindesten.

»Meine Herren«, warb er eindringlich, »ich schicke uns doch nicht in ein Abenteuer! Wir kaufen dieses Quartier zu günstigsten Konditionen auf. Beste Innenstadtlage!« Hanno Richter wies dabei mit dem Laserpointer auf die durch einen Beamer an das Whiteboard geworfene Luftbildaufnahme.

»Aber da gibt es längst ein riesiges Einkaufscenter«,

zeigte Schneegans, dass er sich sachkundig gemacht hatte.

»Wie hoch ist die Kaufkraft in der Region? Welche Rendite können wir dort erzielen?«, blieb von Malottki eisern auf der Kapitalschiene.

»Wird es im Gegenzug bei uns zu personellen Einsparungen oder zu sozial unverträglichen Mobilitätserwartungen kommen?«, schwang Deppmann verbal die rote Fahne.

Hanno Richter ließ nicht locker. »Wir müssen expandieren, denn wer zu klein bleibt, wird geschluckt. Außerdem ist es an der Zeit, mal wieder für positive Schlagzeilen zu sorgen.«

Richter spielte dabei auf die Wut der Konsumenten wegen der Preiserhöhungen und diverser Lebensmittel-skandale an.

»Aber hundert Millionen Euro sind doch eine gewaltige Investitionssumme für solch ein vages Unternehmen. Welche Auswirkungen wird das auf unseren Börsenwert haben?«, keuchte von Malottki.

»Ich bitte Sie auch in dieser Angelegenheit, Vertrauen in meine Entscheidungen zu setzen. Bisher sind wir, glaube ich, alle recht gut damit gefahren«, antwortete Richter, der ungerne seine Position des Hauptaktionärs als Diskussionsargument einsetzte.

Die Anwesenden hatte er inhaltlich nicht überzeugt, dessen war sich Richter sicher, zumindest schwiegen sie und das reichte ihm vollkommen.

»Architekturbüro Fedder und Partner steht bereit, die Kanzlei Maaß hat schon einmal vorsorglich die nötigen Verträge ausgearbeitet, wir sind quasi aus dem Stand heraus startklar. Meine Herren, der Rubikon ist überschritten, auf nach Schwerin!«, wies Hanno Richter den geografisch nicht ganz korrekt beschriebenen Weg.

»Und wann beginnt die Reise?«, wollte Schneegans wissen.

»Ich bin heute Mittag mit dem Oberbürgermeister Meyer verabredet«, konnte Richter vermelden.

Die Runde murmelte, denn jetzt war allen klar, dass nicht nur der Rubikon überschritten, sondern auch die Würfel vor dieser Aufsichtsratssitzung gefallen waren. Litt Hanno Richter am Cäsarenwahn?

\* \* \*

War das da eben nicht Wirtschaftsminister Norbert Dix, der da aus dem Nebenzimmer des Restaurants gekommen war? Nun gut, hier schienen also die Weichen für das Land gestellt zu werden, insofern fühlte sich Hanno Richter am richtigen Ort.

Der Anruf aus Schwerin hatte ihn unmittelbar vor der Vorstandssitzung erreicht und gleich würde er den Oberbürgermeister Meyer persönlich kennenlernen. Richter sah das jedoch nicht als Ehre oder Auszeichnung, wie es vielleicht andere Menschen empfinden würden. Dafür kannte Richter viel zu viele bedeutende oder einflussreiche Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft. Gute Unterhalter waren kaum darunter, und so waren Treffen mit den Mächtigen selten als vergnügungssteuerpflichtige Veranstaltung zu bezeichnen. Nein, man traf sich, weil man etwas erreichen wollte. Politiker in einer Demokratie hatten zudem ihre Macht lediglich gepachtet, was sie zu befristet interessanten Menschen für die Wirtschaftsbosse machte. Nur die aus der ersten Reihe galten als würdig, in die Liga der Euro- und Dollarfürsten aufzusteigen, wenn sie ihre Polit-Ämter aufgegeben hatten. Schröder und Clement

zum Beispiel hatten jetzt ›Zierbüros‹, die sie nur sporadisch betreten, in den Konzernzentralen; aber man benötigte eigentlich nur ihre Namen und den einen oder anderen medienwirksamen Auftritt dieser Herrschaften. Entscheidungen im operativen Geschäft fällten die Profis. Politiker aus der zweiten und dritten Reihe landeten zumeist auf Versorgungsposten im öffentlichen Dienst oder bei den Landeslotteriestellen, die sich bestens mit Nieten auskannten. Und Meyer? Dem blieb nicht viel, vielleicht der Aufsichtsrat in einer Sparkasse.

Endlich erschien der Oberbürgermeister an Richters Tisch.

»Meyer, entschuldigen Sie bitte meine Verspätung. Ich wurde leider aufgehalten. Die kleine Brücke ist ein echtes Nadelöhr. Ich meine den Wagen von Norbert Dix gesehen zu haben«, sagte Meyer und reichte Richter die Hand.

»Angenehm, Richter. Das ist möglich, der war hier«, entgegnete Richter, bevor sich beide setzten und sich kurz fixierten.

»Haben Sie schon gewählt?«, fragte Meyer mit Blick auf die Speisekarte.

»Ich wollte noch warten«, antwortete Richter. Also studierten beide zunächst das Angebot, bestellten und kamen dann zum Zweck ihres Treffens.

»Wir, die Richter-AG, sind an den leer stehenden Gebäuden am Marienplatz interessiert«, eröffnete Richter.

Meyer stutzte, nippte am Wasserglas und fragte: »Welchen Teil des Platzes meinen Sie denn?«

»Alles.«

Meyer staunte. »Was wollen, äh, wofür ...«

»Wir überlegen, dort ein Einkaufszentrum zu errichten.«

»Aber direkt gegenüber steht doch schon eines.«

»Wenn wir nur da bauen würden, wo keine Konkurrenz ist, müssten wir am Nordpol bauen.«

»Verstehe. Das ist letztlich ja auch Ihre Sache. Ich weiß nur nicht so genau, in welche Gebäude Sie das Einkaufszentrum ...«

»In ein neues Gebäude.«

»Hm, ja, und was ist mit dem Bestand?«

»Deswegen bin ich hier, der muss natürlich weg.«

Meyer überdachte die Situation. Ein Abriss des ganzen Quartiers, immerhin über elftausend Quadratmeter, war natürlich ein enormer Eingriff in das Stadtbild, andererseits handelte es sich um einen besonders verfallenen Teil der Innenstadt. Stand da nicht dieser alte Speicher? Da konnte eventuell etwas hochkochen, was weit über die städtische Bedeutung hinausging, etwas, was in die Landespolitik reichte. Hatte Richter nicht zudem bestätigt, dass Norbert Dix hier gewesen war? Hatte er sich vorher mit Dix abgesprochen? Meyer musste aufpassen, nicht als simpler Erfüllungsgehilfe des Wirtschaftsministers angesehen zu werden.

»Sie wissen sicherlich, dass wir als Stadt Genehmigungsbehörde für einen beantragten Abriss sind. Aber wir stimmen uns vorher mit dem Landesamt für Denkmalpflege ab«, sondierte Meyer das Terrain.

»Das ist mir selbstverständlich klar. Wenn Sie mich dann über das Ergebnis informieren würden?«, entgegnete Richter.

Meyer wunderte sich, dass Richter die Bedenken hinnahm, ohne auf eine mögliche Ministerentscheidung zu verweisen. Ein Minister hatte immer die Möglichkeit, die Entscheidung einer Fachbehörde zu verändern oder zu ›korrigieren‹, wie es so schön hieß, wenn das

Urteil der Experten auf dem Altar der politischen Intrige geopfert werden sollte. Insofern hätte Richter den Hinweis auf eine Abstimmung der Stadt mit dem LfD nicht unbedingt ernst nehmen müssen. Eine derart bedeutende Firma wie die Richter-AG wurde nicht wie Oma Richter behandelt, da kümmerte sich der Minister schon einmal persönlich um die Interessen der Antragsteller. Welches Spiel lief da? Könnte Meyer den Bau eines Einkaufszentrums durch die Richter-AG überhaupt noch als Eigenleistung verkaufen, oder würde Norbert Dix die Lorbeeren ernten, während sich Meyer mit LfD und anderen Bedenkenträgern auseinandersetzen hatte? Wie könnte er sich als Oberbürgermeister hier und jetzt profilieren? Zum Glück wurde in diesem Moment das Essen serviert, sodass Meyer nicht direkt antworten musste.

Er zerlegte zunächst fachmännisch die Scholle, ehe er sagte: »Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin benötigen Unternehmergeist und Investitionen. Ich als Oberbürgermeister stehe für Bewahrung des Bestehenden, darüber hinaus für Innovationen im Interesse der Bevölkerung. Die Gutachten des Landesamtes für Denkmalpflege werde ich mir von Landeskonservator Klein vorlegen und erläutern lassen. Sie werden sofort informiert, wenn ich eine Entscheidung getroffen habe.«

Richter kämpfte nicht nur mit der Ente à la carte, sondern auch mit seiner Ungeduld angesichts dieses Wortgeklingels. Sein schöner Plan dürfte ihm bloß nicht von solch einem Provinzbürgermeister torpediert werden. Aber er musste sich zurückhalten.

Er erhob sein Weinglas. »In diesem Sinne, auf Ihr Wohl und positive Gutachten durch das Landesamt.«

Olaf Meyer prostete Richter zu. »Auf Schwerin und

die Richter-AG, die sicherlich ein gutes Bündnis schmieden werden.«

Richter dachte unterdessen an das LfD und andere mögliche Hürden, die sich im Laufe seines Vorhabens aufbauen könnten.

\* \* \*

Ja, das Ambiente stimmte: Der Fußboden bestand aus hellem Parkett, an den Decken prangten Bilder mit biblischen Motiven, der Schreibtisch aus dunklem, poliertem Holz war alt, die Sitzecke geschmackvoll mit Chippendale-Stühlen bestückt und die PC-Anlage war vom Feinsten. Lediglich die Farben, die alle etwas zu sehr ins Pastellhafte geraten waren, deuteten noch darauf hin, dass dies das ehemalige Dienstzimmer des Landeskonservators Bernd Kapern gewesen war. Kapern war vor zwei Jahren pensioniert, sein Posten im Landesamt für Denkmalpflege seither nur kommissarisch weitergeführt worden, denn das Land sparte, wo es nur konnte. Kaperns Vertretung, Helga Langbehn, hatte natürlich nur die Arbeit des Landeskonservators am Hals, nicht dessen Gehaltsstufe im Portemonnaie.

Irgendwann jedoch musste die Stelle neu besetzt werden und seit einem Monat war er da: Dr. Hans-Jürgen Klein, 51 Jahre, verheiratet, ein Kind und absoluter Workaholic. Wie er zu dem Kind gekommen war, wusste er schon nicht mehr so ganz. Im Gegensatz dazu war ihm völlig klar, warum die Wahl auf ihn gefallen war, als es um den Posten des Landeskonservators ging. Klein dachte messerscharf und vor allem um die Ecken, und diese Sprunghaftigkeit, die trotz allem einer inneren Logik folgte, warf die meisten Kopiloten seiner in-

telektuellen Exkursionen rasch aus der Bahn. Klein dachte nicht nur schnell, er wurde auch im Handumdrehen ungeduldig, wenn er merkte, dass seine Umgebung nicht sofort mit großem Hurra seinen Ausführungen folgte, sondern be- und nachdachte, eventuell sogar Einwände erhob. In diesen Momenten merkte Klein nicht, dass Visionen keine Dias sind, die man anderen einfach zeigen konnte. Für ihn teilte sich seine Umgebung in Zustimmer, die er als intellektuell angemessen empfand, Zauderer, die vielleicht denken konnten, aber eben viel zu behäbig dachten, und Zänker, die, egal ob langsam oder schnell, einfach nur zu doof für seine Ideen waren und deshalb seine Visionen torpedieren wollten. Aus dieser Gefühlslage heraus war die Welt für Klein ein rein duales System: Es gab Freunde und Feinde, mehr nicht.

Selbst äußerlich war er ein Mann der klaren Konturen, vielleicht ein Umstand, der seine Abneigung Pastellfarben gegenüber erklärte. Mit nur 1,72 Meter Körpergröße war er eben klein, und man wusste nie, ob er sich nun bei der ersten Begegnung mit Namen oder rein figürlich vorstellte. Sein Kopf war kantig, sein Kinn eckig, seine Brille rechteckig.

Klein, oder besser: Landeskonservator Dr. Hans-Jürgen Klein, saß im Schreibtischsessel und schwang in kurzen, knappen Rhythmen von links nach rechts. Er musste ständig in Bewegung sein, seine Mitarbeiter mussten ständig in Bewegung sein; statt eines Wandbildes schmückte ein Mobile sein Dienstzimmer. Landeskonservator Klein hasste Stillstand und merkte nicht, dass seine Dienstbezeichnung als Konservator im krassen Gegensatz zu seiner inneren Einstellung stand.

Für die Mitarbeiter des LfD bedeutete der Wechsel

an der Amtsspitze zugleich einen Systemwechsel, denn Vorgänger Kapern galt allgemein als ruhig und zurückhaltend, wobei er seinen Mitarbeitern große Freiheiten gewährte und sich selbst lieber mit der Welt des Barock beschäftigte. Klein hingegen schien aus der Zukunft zu kommen und Freiheiten duldete er nur, wenn er zuvor den Rahmen abgesteckt hatte.

Der Landeskonservator lehnte sich zurück und blickte an die Decke, wo er Adam und Eva bei der Vertreibung aus dem Paradies zusehen konnte. Das Motiv gefiel Klein. Vielleicht sollte er sein Zimmer umbauen und die Sitzecke unter diesen Abschnitt des Deckengemäldes stellen lassen. Seine Mitarbeiter hätten dann immer ein plastisches oder bildnerisches Beispiel dafür über den Köpfen, wie es einem erging, wenn man seinem Herrn nicht gehorchte.

Heute war wieder Dienstberatung und Klein freute sich schon darauf. Nacheinander trafen Helga Langbehn, Gert Dölling und Horst Petersen ein; Karl Martins war seit Langem pensioniert, seine Stelle ersatzlos gestrichen worden. Langbehn war mit neunundfünfzig Jahren die älteste Mitarbeiterin. Sie war die Referatsleiterin der Abteilung Praktische Denkmalpflege, die sich vor Ort mit den Bauherren und Architekten besprach, wenn es um Belange der Denkmalpflege ging.

Gert Dölling war nur ein Jahr jünger als Langbehn. Wenn er mit seinen hunderteinundneunzig Zentimetern Körpergröße und seinem Gewicht von etwa hundertzwanzig Kilogramm auf einer Baustelle erschien, wirkte er selbst auf Bauarbeiter beeindruckend. Man sagte ihm deshalb vielleicht nicht zu unrecht nach, der Denkmalpflege vor Ort das nötige Gewicht zu geben. Dabei war er ein äußerst sensibler Mann, der niemals

auf körperliche Konfrontation aus gewesen war. Vielleicht hatte er solche Beweise aufgrund seines Körperbaus auch gar nicht mehr nötig.

Horst Petersen schließlich war vierundfünfzig Jahre alt und bis heute ledig. Seine Freundin Christa Grün lebte als Rechtspflegerin in Itzehoe in Schleswig-Holstein. Ihre Fernbeziehung funktionierte seit fast zwanzig Jahren. Petersen war hundertachtzig Zentimeter groß und neigte inzwischen deutlich zum Übergewicht. Mit dem früheren Landeskonservator hatte er sich einigermmaßen verstanden; den jetzigen hielt er für einen typischen Hochtöner.

Klein blickte recht mürrisch auf seinen Mitarbeiterstab, der ihm ziemlich ausgebrannt vorkam. Wie sollte er mit dieser Truppe den ihm zugewiesenen Teil des Kulturlandes Bundesrepublik hegen und pflegen?

Nachdem alle ihre Plätze eingenommen hatten, begann Klein: »Denkmalpflege ist ein Abwägungsprozess, der sich in einem ständig mäandernden Fluss des jeweiligen Zeitgeistes abspielt. Vorhandene Bausubstanz, Wirtschaftlichkeit und denkmalpflegerische Zielstellung im Einklang mit den geltenden Gesetzen und Verordnungen sind dabei unsere Handlungsrahmen, wobei ich noch einmal deutlich betonen möchte, dass wir als Denkmalpfleger selbstverständlich die Bereiche Bausubstanz und Zielvorstellung präferieren. Um uns nicht gegenseitig ausspielen lassen zu können, erachte ich es für absolut notwendig, dass wir unsere Zielvorstellungen vereinheitlichen. Nur durch Bildung einer solchen Kulturphalanx können wir die Angriffe auf unsere Denkmallandschaft erfolgreich abwehren. Wir müssen also schnellstens einen Kriterienkatalog entwickeln. Was muss ein Gebäude erfüllen, um für uns als er-

haltenswert eingestuft zu werden? Welche Qualitätsstandards fordern wir ein? Wie gehen wir mit den Teilbereichen Dach, Fenster, Fassade, und so weiter, um? Wie ist es, arbeiten Sie lieber im Stile des Brainstormings oder individuell mithilfe des Mindmap-Verfahrens?«

Klein sah in Gesichter, deren Züge ebenfalls zu mäandern begannen, und zwar zwischen Staunen und Entsetzen.

Langbehn hatte sich als Erste wieder gefasst und meinte: »Einheitliche Kriterien können wir nicht anlegen, weil jedes Gebäude letztlich ein Unikat ist, zusammengesetzt aus Dutzenden von individuellen Qualitätsmerkmalen, die eine Vereinheitlichung schlichtweg nicht zulassen.«

»Frau Langbehn, wir unterhalten uns nicht über das Ob, sondern über das Wie. Das, was die Inventarisationsabteilung bietet, reicht nicht mehr. Ich habe deshalb bereits veranlasst, dass Digicams und Laptops angeschafft werden. Bei Ortsterminen werden Sie eine zusätzliche visuelle Dokumentation durchführen und anhand unseres Kriterienkatalogs die Ergebnisse gleich in die Laptops einspeisen. Architekten und Bauherren können dann Ihre Entscheidungen sofort schriftlich oder als E-Mail bekommen. Ist ein Bauherr mit der Entscheidung nicht einverstanden, kann er sich an mich wenden.«

»Vor Ort haben wir nicht die Zeit für solche Dinge.«

»Ein gut aufgebauter Kriterienkatalog kostet nur in der Ausarbeitung Zeit, vor Ort werden Sie ihn als gewaltige Arbeitsentlastung begreifen. Also, Brainstorming oder Mindmap?«

Die Denkmalpfleger sahen sich fragend an, bis

Dölling äußerte: »Jeder für sich, dann kann man das individuell besser in seinen Zeitrahmen einpassen.«

Zustimmendes Nicken war die Antwort.

»Fein, was gibt es Neues aus Ihren Bereichen?«, fragte Klein.

»Es gibt Probleme mit dem Gefängnis in Bützow. Das Gefängnisgebäude steht unter Denkmalschutz, die Mauer um das Gebäude ist neu. Nun ist dem Landesrechnungshof die Sanierung des Gefängnisgebäudes zu teuer, er will lieber einen Neubau, was wegen des Denkmalschutzes aber nicht geht. Der Rechnungshof bestreitet jetzt die Zuständigkeit unseres Amtes mit der Begründung, dass ein Denkmal von außen einsehbar sein müsse. Bei dem Knast geht das natürlich nicht wegen der Mauer«, erläuterte Petersen der Runde.

»Die Mauer muss weg!«, dröhnte Dölling und schlug sich auf die Schenkel.

Langbehn schlug vor: »Wir können Bützow ja zum Zentralort für den Tag des offenen Denkmals erklären.«

Petersen ergänzte: »Tag der offenen Tür im Knast von Bützow, Eintritt frei.«

Selbst Klein musste angesichts der Realitätsferne des Landesrechnungshofes schmunzeln und meinte: »Die sollen ruhig kommen, das bügel ich locker ab. Hieran sehen Sie, wie wichtig es ist, dass wir das Fähnlein des Denkmalschutzes hochhalten. Vom Landesrechnungshof oder sonstigen Stellen lasse ich ..., lassen wir uns nicht in unsere Entscheidungen reinreden!«

\* \* \*

Olaf Meyer saß an seinem Schreibtisch und überlegte, ob er den Landeskonservator anrufen, herbitten oder

aufsuchen sollte. Hatte man erst einen bestimmten Karrierelevel erreicht, musste man sich neben inhaltlichen Problemen zusehends mit protokollarischen Fragen auseinandersetzen.

Häufig konnte man inhaltliche Vorteile erringen, wenn man seinem Verhandlungspartner dafür der Form halber entgegenkam. Also beschloss Meyer, Dr. Klein in seinem Dienstgebäude im Domhof zu besuchen. Da die Sonne schien und Meyer gute Laune verspürte, die Strecke zudem kurz war, machte er sich zu Fuß auf den Weg. Unterwegs konnte er testen, wie die Stimmung des Volkes war, wenn er erkannt wurde. Das schöne Wetter, das seit einigen Tagen anhielt, hatte die Lebensfreude der Menschen angeregt und sorgte dafür, dass der Oberbürgermeister freundlich begrüßt wurde und keinen Spießrutenlauf erdulden musste. Aber nun war natürlich kein Zeitungsschreiber da, der das einmal dokumentieren konnte.

Klein empfing seinen Besucher, indem er, nachdem seine Sekretärin die Ankunft des Oberbürgermeisters verkündet hatte, von seinem Schreibtischstuhl aufstand und mit ausgestreckter Hand auf Meyer zuing, allerdings nur bis zu zwei Meter vor seinen Schreibtisch. Er hatte damit Höflichkeit bewiesen und gleichzeitig gezeigt, wer der Herr im Hause war.

Meyer kannte sich in solchen Spielchen aus und guckte, kurz bevor Klein ihm die Hand schütteln konnte, hoch zur Decke.

»Hübsch haben Sie es hier. Ja, ja, der gute, alte Kapern hatte durchaus Sinn für die schönen Dinge des Lebens. Eben ein echter Barockfreund«, schwärmte Meyer, während Klein dösig und mit ausgestreckter Hand im Raum stand. Erst dann wandte sich Meyer

dem Hausherrn zu und schüttelte ihm die Hand, was jetzt beiläufig wirkte, zumal der Oberbürgermeister verbal angedeutet hatte, diesen Raum schon vor Klein kennengelernt zu haben, mithin kein Fremder war. So billig war Meyer nicht zu beeindrucken, das hatte er Klein soeben bewiesen.

Beide schlenderten zur Sitzecke, brachten sich in bequeme Gesprächsposition und lächelten undefinierbar.

Klein begann schließlich: »Was führt Sie in mein bescheidenes Reich?«

Er hatte damit die Besitzverhältnisse klargestellt und den servilen Satz: »Was kann ich für Sie tun?«, den Klein als Verkäufer- oder Dienstleistungssprachschatz abtat, vermieden.

»Es geht um den Marienplatz. Er ist in einem äußerst desolaten Zustand, geradezu ein Schandfleck, wenn man mit den Augen eines Touristen durch Schwering schlendert«, erklärte Meyer.

Klein konnte dem nicht unbedingt widersprechen.

»Welche Pläne haben Sie denn?«, wollte der Oberbürgermeister wissen.

»Pläne haben wir damit keine, denn er gehört uns ja nicht. Zudem steht das gesamte Quartier unter Denkmalschutz, wenn ich mich nicht irre.«

»Ja, ja, der Denkmalschutz. Wie lange wollen Sie da eigentlich noch schützen? Ich meine, die Gebäude verfallen zusehends, die ganze Gegend wird immer unansehnlicher, irgendwann schützen Sie am Marienplatz keine Gebäude mehr, sondern allenfalls den Platz, nicht wahr?«

»Es ist richtig, momentan geht es nur um die Sicherungsmaßnahmen, die die Stadt als Verwalterin

oder Eigentümerin zu finanzieren hat. Was aus dem Marienplatz wird, kann ich momentan nicht sagen.«

»Ich bin ja ein großer Fan der Denkmalpflege, immer gewesen, wenn ich nur das Schloss sehe oder die anderen wunderschönen Gebäude unserer Stadt. Auf der anderen Seite sehe ich als Oberbürgermeister natürlich auch den Kosten- und Nutzungsfaktor, nicht wahr?«

»Selbstverständlich. Haben Sie für den Marienplatz selbst irgendwelche Pläne?«

»Es gibt da so vage Überlegungen für eine Neugestaltung. Allerdings alles topsecret.«

Klein schwieg. Was sollte er darauf sagen? Entweder blieb es geheim, oder Meyer ließ nun die Hosen runter und rückte endlich damit heraus, was er tatsächlich wollte.

»Es gibt da so ein Gedankenspiel - ich bitte das nicht überzubewerten -, den Marienplatz einer neuen Nutzung zuzuführen«, erklärte Meyer.

»Neue Nutzung?«

»Na ja, so neu nicht unbedingt, wenn man die ursprüngliche Nutzung als quasi Kaufmannssiedlung betrachtet. Denken Sie nur an den Speicher von 1844 - ist es 1844 oder später?«

»Mitte der Vierzigerjahre ist schon richtig, aber was wollen Sie da denn bauen?«, fragte Klein.

»Ich nichts, eine Weltfirma will dort ein Einkaufszentrum errichten.«

»Wir haben bereits eines.«

»Egal. Ohne Konkurrenz müsste man am Nordpol bauen.«

Klein schien über diesen sonderbaren Satz nachzudenken, auch Meyer merkte, dass ihm da semantisch etwas verrutscht war, weshalb er nachlegte: »Wir könn-

ten endlich diesen Schandfleck beseitigen und etwas für die Bürger tun. Sie hätten die Möglichkeit, entscheidend an der Gestaltung des Platzes mitzuwirken, um die Belange des Denkmalschutzes voll zum Tragen zu bringen.«

Klein bedachte die neuen Möglichkeiten, die Denkmalpflege positiv in das Bewusstsein der Bevölkerung zu implantieren.

»Wir arbeiten gerade an einem Katalog zur Vereinheitlichung der Kriterien hinsichtlich der Sanierungsstandards für Dach, Fenster, Fassade ...«, begann Klein.

»Abriss und Neubau.«

»Unmöglich, der Platz steht unter Denkmalschutz!«

»Machen Sie Auflagen! Meinetwegen Sprossenfenster, die sehen doch wirklich alt aus, oder Fachwerkapplikationen an den Fassaden. Mein Gott, das muss ich einem erfahrenen Mann wie Ihnen wohl nicht erklären, wie man solch einen Neubau quasi auf alt trimmt, nicht wahr?«, wurde der Oberbürgermeister langsam ungeduldig.

»Wie kann ich Gebäude, die noch nicht einmal gebaut worden sind, unter Denkmalschutz stellen und entsprechende Auflagen machen?«

»Aber das ist buchstäblich der Idealzustand! Sie bestimmen schon vor dem Bau. Das ist wie mit den Eltern, die ihr Wunschbaby planen und bekommen.«

Klein guckte jedoch nicht unbedingt wie ein glücklicher Vater.

\* \* \*